

Christoph Heiden ist in Berlin geboren. Derzeit lebt er in Berlin-Lichtenberg. 2014 veröffentlichte er im Emons Verlag seinen ersten Roman »Teufelsloch«. Im April 2015 hatte sein Theaterstück »Vergraben« in Weimar Premiere.
www.christophheiden.com oder auf facebook unter Christoph Heiden – Autor

CHRISTOPH HEIDEN

Tod in Jena

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig. Orte können verlegt, verändert oder hinzugefügt worden sein.

emons:

Für M. P.
– ohne dessen Hilfe vieles schwerer gewesen wäre

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Matthias Pick/www.matthiaspick.de
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-819-7
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Mit gesenktem Kopf dämmerte Ben Schilling dahin. Unter seinem Gesäß befand sich ein Stuhl, um seinen Hals eine Schlinge. Wohin das Seil führte, vermochte er nicht zu sagen. Die Benommenheit lähmte ihm gleichermaßen Kopf und Glieder. Kein Blick zurück, kein Blick nach vorn. Er saß einfach im Nichts und starrte auf seinen Schoß hinab. Der Körper war die ganze Welt, und die Welt bereitete ihm Schmerzen.

In einem halb wachen Moment gewahrte Ben, dass seine Hose im Schritt dunkelte. Doch nur langsam sickerte die dazugehörige Erkenntnis in sein Bewusstsein. Erst als er seinen klammen Oberschenkel spürte, kam die Einsicht: Er hatte sich tatsächlich in die Hosen gepisst.

Dieser Wahrheit folgte schon bald ein ganzes Heer an Wahrheiten: Er saß auf einem hölzernen Stuhl. Seine Handgelenke zusammengeschnürt hinter der Lehne, seine Füße gefesselt an den Stuhlbeinen. Die Schlinge um seinen Hals fühlte sich kalt und glatt an. Offenbar war das kein normaler Strick, sondern ein Drahtseil. Er schluckte mehrmals, und jedes Schlucken strapazierte seinen Kehlkopf. Er bemühte sich, stillzuhalten. Doch die Furcht vor dem, was noch passieren mochte, hatte ihn im Griff. Er schluckte und schluckte, fiebrig und panisch. Sein Kehlkopf hüpfte rauf und runter, rauf und runter. Wie ein Apfel unterm Reibeisen zerrieb sich die Haut am daumendicken Draht. Ben Schilling verlor abermals das Bewusstsein.

Erster Teil

LA MORELLE NOIRE

*... die Liebe ist gleichsam
ein künstlicher Vexierbecher,
statt Nektar trinken wir oft Gift ...*

»Der gestiefelte Kater«, Ludwig Tieck

Samstag

Sie wollte all ihren Zorn in die Pedale treten. Wollte ihrem Liebeskummer davonradeln, als begänne die Welt nach wenigen Kilometern, Hoffnung und Zuversicht zu bieten.

Es war Samstag, der 7. November. Die Straße Am Erlkönig war so dunkel wie Caroline Meyers Phantasien. Neben dem Liebeskummer plagte die Dreiundzwanzigjährige große Übelkeit. Im Theater hätte sie sich beinahe übergeben müssen. Aber eben nur beinahe.

Jetzt lag das Schloss Thalstein mehrere hundert Meter hinter ihr. Am Fuße eines Berges, inmitten grauer Finsternis. Ben Schilling, der Grund für ihren Liebeskummer, hob dort sein Sektglas. In illustrierter Runde präsentierte er sein schönstes Lächeln. Ben konnte einfach immer lächeln, selbst wenn ihn die Welt anwiderte. Zuweilen war er mehr Schauspieler als Regisseur. Und ausgerechnet ihm hatte Caroline Meyer ihr Herz geschenkt.

Sie bremste, stieg ab und ließ das Fahrrad zu Boden. Auf wackligen Beinen trat sie an den Zaun eines Schrebergartens. Kein Mensch weit und breit. Nicht im November, nicht um diese Uhrzeit. Wider Schwindel und Übelkeit versuchte sie, sich aufrecht zu halten. Ihre Finger krallten sich in den Maschendraht, doch der Alkohol wollte sie niederdrücken. Sie hatte nach den Gläsern anderer Gäste gegriffen wie das Schneewittchen nach fremden Tellern. Nun raubte ihr die Übelkeit die Kraft für Tränen und Selbstmitleid.

Caroline blinzelte durch den Maschendraht auf die kargen Grundstücke. In dieser Einöde durfte sie nicht ohnmächtig werden. Niemand wusste, welche Gestalten sich hier herumtrieben. Jena war ein Ort der Behaglichkeit, des feinen Anstands. Wenigstens tagsüber, in der herausgeputzten Altstadt. Oder auf dem Marktplatz unter den Augen des apokalyptischen Schnapphans. Aber *draußen* und *des Nachts* war auch an diesem Ort eine ungute Allianz.

Die Hände noch am Zaun, vernahm sie das Geklirr von Flaschen. Von einem Baum hing das primitive Windspiel eines primitiven Gärtners. Plötzlich gesellte sich zu der Erschöpfung eine tiefe Angst. Nur mit Mühe rutschte sie wieder auf den Sattel und bekam das Rad in Bewegung. Beim Treten spürte sie kaum noch ihre Beine. Allein die Straße zu erkennen, verlangte höchste Konzentration. Nach kurzer Strecke bremste sie erneut. Die Angst vor einer jähen Ohnmacht war zu groß. Sie zückte ihr Handy und rief bei sich zu Hause an.

Der Anrufbeantworter empfing sie mit einem lauten Piepen. Sie versuchte es auf dem Handy ihres Vaters. Als sich nur die Mailbox meldete, sagte sie, es ginge ihr kotzübel. Irgendetwas stimme nicht mit ihr. Dann – und sie wusste nicht, warum – bat sie ihren Vater um Verzeihung. Dafür, dass sie eine schlechte Tochter sei. Dafür, dass sie schwach und nutzlos und krank im Kopf sei. Ihr Vater war einer der mächtigsten Männer der Stadt. Dr. Rufus Meyer bekleidete seit Jahren das Amt des Oberbürgermeisters. Mit seiner Macht ließ sich viel regulieren, nur nicht das Herz eines anderen Mannes. Ihr kam die Idee, ihr Vater könnte Ben der Stadt verweisen. Bestimmt war er dazu imstande, dachte sie irrsinnig vor Liebeskummer. Sobald sie aufgelegt hatte, kehrten die Selbstzweifel zurück. Schlechten Töchtern tat niemand einen Gefallen, sagte sie sich. Weder der Bürgermeister noch irgendwer sonst. Schlechte Töchter verliebten sich in die falschen Männer und fuhren betrunken Fahrrad.

Unverändert gegen ihre Benommenheit ankämpfend, erreichte sie das Ende der Straße. Sie sah bereits die Karl-Liebnecht-Straße, das Leuchten der Laternen, die unsteten Lichter vereinzelter Autos. Endlich war sie der Allianz aus *draußen* und *des Nachts* entflohen. Ein letzter Tritt den Anstieg empor, und das mit bleiernen Waden. Auf der Kreuzung dann ein grelles Licht und das Hupen eines Autos und ein Schreck, der so erschütternd war, dass er selbst den Aufprall ihrer Wahrnehmung entriss. Noch im Sturz ereilte Caroline eine letzte Gewissheit: Jetzt war sie wirklich draußen. Draußen und in ewiger Nacht.

Montag

1

Lennart Mikowski hockte am Bordstein und inspizierte die Fahrbahn. Zu seiner Rechten die Straße Am Erlkönig, zu seiner Linken die Karl-Liebknecht-Straße. Vor zwei Tagen war Caroline Meyer auf dieser Kreuzung von einem Auto erfasst worden. Seitdem schwebte die junge Frau in Lebensgefahr.

»Laut Protokoll traf der Rettungswagen um zweiundzwanzig Uhr vierzig ein.« Henry Kilmer ging neben seinem Kollegen in die Hocke. Er hielt ihm den offenen Notizblock hin, doch Lennart schenkte dem keine Beachtung. Stattdessen schüttelte er den Kopf, als sei ihm die ganze Sache zuwider. Henry blätterte eine Seite zurück und spulte die restlichen Informationen ab.

Caroline Meyer sei auf dem Fahrrad unterwegs gewesen. Bei dem Versuch, die Karl-Liebknecht-Straße zu überqueren, sei sie mit einem Auto kollidiert. Ein Ford Escort, Baujahr 1986. Als Folge des Unfalls habe Caroline Meyer ein Schädel-Hirn-Trauma erlitten. Die Ärzte hätten sie in Langzeitnarkose versetzen müssen.

»Du meinst, ins künstliche Koma?«, hakte Lennart nach.

»Ja«, sagte Henry. »Um ihren Körper zu schonen.«

»Ich nehme an, eine Befragung ist ausgeschlossen.«

»Ja, und niemand kann sagen, für wie lange.«

»Scheiße.«

»Du sagst es.«

Ein leichter Windstoß fächerte Henrys Block auf. Stichpunkte und wie von Kinderhand gemachte Zeichnungen lugten hervor. Henry ergänzte, der Fahrer habe den Notarzt alarmiert. Dessen Aussage zufolge sei Caroline Meyer ohne Licht gefahren. Sie sei quasi aus dem Nichts aufgetaucht. Er deutete über die Schulter hinweg auf die Straße Am Erlkönig.

»Kein Fußweg und keine Beleuchtung«, bemerkte Lennart.

»Genau. Nur die Laternen an der Kreuzung.«

»Das heißt, der Fahrer hat keine Chance zum Bremsen gehabt.«

»Vermutlich.« Henry zog aus seiner Umhängetasche einen Hefter. Er wollte Lennart die Fotos vom Unfallwagen zeigen, aber der winkte lässig ab. Die Fotos könne er auch im Büro begutachten. Sein Kollege streifte die Kapuze seines Pullovers über und kam aus der Hocke.

Die Vorderseite von Lennarts Pullover zierte das Bild einer silberfarbenen Maske. Darunter konnte man den Schriftzug »El Santo« lesen. Henry hatte unlängst erfahren, dass El Santo eine Legende des Mexican Wrestling war. Die Verhüllung der Identität galt als wesentliches Element im Lucha Libre. El Santo, bürgerlich Rudolfo Guzmán Huerta, hatte sich sogar mit seiner Maske beerdigen lassen. Das Begräbnis war eines der größten in der Geschichte Mexikos. *El Santo* bedeutete »der Heilige«. Und Lennart Mikowski, Hauptkommissar der Kripo Jena, war Fan dieses Heiligen. Er fragte: »Und von welcher Stelle hat sie zu Hause angerufen?«

»Etwa hundertfünfzig Meter vor der Kreuzung.« Henry blätterte auf die nächste Seite. »Ohne den Anruf hätte man wohl kaum eine toxikologische Untersuchung veranlasst.«

»Das glaubt aber auch nur Samurai Kilmer.«

»Sie hat gemeint, ihr wäre furchtbar übel.«

»Das hätte ebenso gut vom Alk kommen können.«

»Und die Atemnot? Ein klares Zeichen für K.o.-Tropfen.«

Lennart schüttelte wieder auf diese angewiderte Art den Kopf. »Wäre sie nicht die Tochter unseres lieben Bürgermeisters, würden wir garantiert nicht hier sein.« Er schob beide Hände in die Bauchtasche seines Pullovers und spie auf die Fahrbahn. »Was denkst du denn, weshalb Linda ihren Urlaub abbrechen soll?«

Henry versuchte, den Vorwurf der Naivität zu ignorieren. Er klammerte sich an seinen Block und ließ Lennarts Frage unbeantwortet. Schließlich entspannte Lennart die Situation, indem er ein zweites Frühstück vorschlug. Henry nickte den Vorschlag ab, und die beiden Kommissare begaben sich zum Wagen.

Mit seinen abgelatschten Turnschuhen und dem Kapuzenpullover glich Lennart Mikowski einem Sozialarbeiter. Jener vertraute Typus, der Henry an einen älteren Bruder denken ließ. Er selbst ähnelte einem Lehrer, der ein staubtrockenes Fach lehrte. Jeans, Rollkragenpullover und ein Jackett mit Flickern an den Ellbogen. Obendrein der kleine Zopf, der ihm den Spitznamen Samurai eingebracht hatte. Während seines ersten Dienstjahres war ihm der Titel noch ein Seufzen wert gewesen. Mittlerweile betrachtete er ihn wie eine Narbe, über die man einen Strumpf ziehen konnte.

Sie hielten in der Karl-Liebnecht-Straße bei einem Bäcker. Lennart entschied sich für zwei Croissants und einen Kaffee. Mit Blick auf Henrys einsamen Kaffeebecher fragte er ihn, ob er bereits gefrühstückt habe.

»Ja, zu Hause«, log Henry.

Er schaute durchs Ladenfenster hinaus und versuchte, nicht an Jasmin zu denken. Die Bibliothekarin und er waren seit einem Jahr ein Paar. Gewiss hätten es viele angesichts ihrer rein platonischen Beziehung abgestritten. Ein Paar, das sich ein Bett teilte, aber nicht miteinander schlief. Das verunsicherte kleinkarierte Geister. Henry beschwor das Bild von Caroline Meyer herauf und entsann sich der Faktenlage. Jasmin Sander erfreute sich bester Gesundheit. Caroline Meyer galt zum jetzigen Zeitpunkt als Opfer einer Vergiftung. Jasmin war in dieser Stunde auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz. Caroline Meyer lag bewusstlos im Universitätsklinikum. Jasmin würde in der Mittagspause einen Salat essen. Caroline Meyer wurde über eine PEG-Sonde versorgt. Jasmin würde morgen neben ihm einschlafen. Caroline Meyer würde vielleicht nicht mehr als Caroline Meyer aufwachen. Henry schenkte sich Milch ein, rührte um, legte das Stäbchen beiseite.

»Linda hat mir erzählt, dass du regelmäßig joggen gehst.«

»Fast jeden Tag«, antwortete Henry.

»Hast du nicht Bock auf einen Urbanian Run?«

»Was soll das sein?«

Lennart schnippte einen Krümel vom Tisch. »Urbanian Run

ist ein Stadtlauf mit Hindernissen. Man klettert über Mauern, kriecht unter Lastwagen hindurch, schwitzt sich tot.«

»Ich weiß nicht.«

»Wie, du weißt nicht?«

»Ich laufe immer bloß vorwärts.«

»Ach, komm schon. Mitten in Berlin ...«

»Ich habe null Bock auf Heimat.«

Lennart und Henry arbeiteten das erste Mal allein zusammen. Im letzten Jahr waren sie beide Teil einer Mordkommission gewesen. Einem Mann war die Kehle durchtrennt, einer Frau der Liebhaber geraubt worden. Obgleich der Vorgang keinesfalls restlos aufgeklärt war, hatte man die Akte geschlossen. Ein neuer Vorgang hatte unter dieses Fragezeichen einen Punkt gesetzt. So lief das meistens: Ein neuer Fall verdrängte den alten. Frische Opfer weinten eben lauter als gestrige. Henry blätterte seinen Block von hinten auf und machte sich demonstrativ eine Notiz. Er hoffte, das Thema Urbanian Run sei mit dieser Geste vom Tisch.

2

Als am Abend das Telefon klingelte, lümmelte Henry auf der Couch. Unter seinem Nacken ein Kissen, in den Händen ein Buch. Der Roman war ein Mitbringsel von Jasmin. Seit sie einander kannten, beschränkte sich seine Lektüre nicht mehr allein auf Schund. Manchmal, wenn sie bei ihm übernachtete, fand er morgens ein Buch in der Küche. Das sei ihre Art, so hatte sie behauptet, ihn von der Arbeit abzulenken. Und falls es kein Buch war, konnte es auch ein Vers sein, geschrieben auf einem Klebezettel. Oder eine mit Eyeliner an den Badspiegel geschmierte Zeile.

Jedes Mal fragte er sich, wann sie ihre »Ablenkungen« deponierte. In der Regel war er es, der zuletzt einschlieft und als Erstes zur Arbeit aufbrach. Vor knapp zwei Wochen hatte er am Spiegel die Worte »Oh, was fehlt Dir, Rittersmann« vorge-

funden. Sofort war sein Spürsinn geweckt worden. Mit Hilfe des Internets hatte er rasch den Ursprung der Zeile ermitteln können. »La belle dame sans merci«, eine Ballade von John Keats. Das Gedicht zu deuten, hatte sich letztlich als größere Aufgabe entpuppt. Eine Frau, vielmehr eine Art Halbwesen, betört einen jungen Ritter. Die Grenze zwischen Traum und Realität verwischt von einer Strophe zur nächsten. Er hatte Jasmin fragen müssen, welcher Sinn sich hinter den Zeilen verbarg. Aber die Bibliothekarin hatte nur geantwortet, sie habe keine Ahnung. Sie selbst verstehe nur die Hälfte von Keats' Gedichten. Dann hatte sie hinzugefügt: »Nur weil man etwas nicht durchschaut, verliert es nicht an Schönheit.« Das hatte Henry allzu gut verstanden.

Er legte das Buch beiseite und griff nach dem Telefonhörer. Es war Linda Liedke, seine Kollegin und Partnerin. Ohne Umschweife erkundigte er sich, weshalb sie so spät anrufe. Sie habe doch frei, und Dienst sei Dienst und Freizeit eben Freizeit. So lautete zumindest einer ihrer Grundsätze.

»Mein Sohn schläft woanders«, sagte Linda. »Und Stefan ist Darts spielen.«

»Dein Mann spielt Darts?«

»Ist eines seiner viel geliebten Hobbys. Neben Fußball, Billard und TV-Zeitschriften studieren.«

»Okay.«

»Und nicht zu vergessen: seine Frau zu verwöhnen. Heute hat mein Sklave allerdings Ausgang.«

Henry vernahm Lindas Krähenlachen durch die Leitung. Schlagartig wurde ihm bewusst, wie sehr er ihre Gegenwart auf der Arbeit vermisste. Ihr typisches Wechselspiel von Sarkasmus und Feinfühligkeit. Ohne Linda hätte er nach den Ereignissen des letzten Jahres womöglich den Polizeidienst quitiert.

»Und heute auch allein?«, fragte sie.

»Jasmin schläft bei sich.«

»Seid ihr immer noch nicht auf Tuchfühlung gegangen?«

Und da war sie wieder: Lindas direkte Art, die man vor-schnell für eine Verhörmethode hätte halten können. Obgleich

er es ihr bereits an die hundert Mal erklärt hatte, sagte er: »Wir mögen uns. Wir sind kein Paar im üblichen Sinn.«

»Und das ist ein Grund, nicht miteinander zu schlafen?«

Diese Frage hatte er auch schon an die hundert Mal von ihr vernommen. Ohne zu antworten, wechselte er das Thema. »Hast du nicht bis nächste Woche Urlaub?«

»Du weißt genau, dass mich Wenzel angerufen hat.«

Frank Wenzel, Chef der Kripo Jena, und Linda Liedke kannten sich seit Ewigkeiten. Sie wussten Dinge voneinander, die Henry nur anhand vager Kommentare erahnen konnte. Es lag kaum in seinem Interesse, in diese Richtung nachzubohren. Sein insgeheimer Wunsch: Als Gegenleistung für seine Diskretion würde Linda sich bei bestimmten Themen ebenso gnädig zeigen.

»Wenzel hat bloß von Meyers Tochter gesprochen«, sagte sie.

»Die Sache scheint für ihn Grund genug, mich aus dem Urlaub zu holen.«

Henry sprach ihr sein Beileid aus. Dann erzählte er, dass man in Caroline Meyers Urin Spuren von Gamma-Butyrolacton entdeckt hatte.

»Sind das diese K.o.-Tropfen?«

»Genau, die gängigste Variante«, erwiderte Henry. Er fuhr fort, Meyer sei vor dem Unfall auf einer Feier im Schloss Thalstein gewesen. Man habe dort den Probenstart für das nächste Stück gefeiert. Sie habe in diesem Theater eine Stelle als Regieassistentin. Sie studiere an der Uni Jena Erziehungswissenschaft. Die K.o.-Tropfen müssten ihr auf dieser Feier verabreicht worden sein. »Lennart und ich haben eine Liste der anwesenden Gäste erstellt.«

»Waren viele dort?«

»Neben den Angestellten etwa fünfzig Besucher.«

»Das klingt nach Klinkenputzen.«

»Einige Schauspieler sind minderjährig. Sie waren also mit ihren Eltern dort.«

Henry lief zu seinem Bücherregal und überflog die Einbände. Er dachte an das Opfer aus einem alten Fall. Allmählich lernte er die Narbe unter seinem Strumpf zu ignorieren.

Linda nippte hörbar an ihrem Weinglas. »Gibt es irgendwelche Hinweise auf ein eventuelles Motiv?«

»Raub mit Hilfe von K.o.-Tropfen schließen wir aus. Die Gegend und der Zeitpunkt sprechen dagegen.«

»Ist wohl wahr. Ahnungslose Touristen sind eine bessere Beute«, ergänzte Linda.

»Vielleicht wusste der Täter, dass sie die Tochter vom Bürgermeister ist.«

»Du meinst, eine versuchte Entführung?«, fragte Linda.

»Ja, aber so richtig glaube ich daran nicht.«

»Finde ich auch sehr unwahrscheinlich.«

Mit dem Telefon in der Hand musterte Henry die linke Wand seines Wohnzimmers. Tagsüber wurde dieser Winkel durch das Panoramafenster erhellt. Jetzt warf die Lampe neben der Couch blaue Lichtkreise an die Tapete. In ihrer Nacktheit ließ die Wand jede persönliche Note vermissen. Während Linda von ihrem Wein zu schwärmen begann, schlurfte Henry zum Küchentisch. Er zog aus seiner Umhängetasche eine Akte und aus der Akte ein Foto. Das Telefon zwischen Kopf und Schulter geklemmt, pinnte er das Bild an die kahle Wand. Dann trat er zurück und beäugte das Ergebnis. Wie das Kratzen einer oft gehörten Schallplatte drang Lindas Stimme in sein Ohr. Ihre Stimme beruhigte ihn. Es war der Abend des neunten Novembers, und Henry Kilmer starrte in das Gesicht einer jungen Frau.

3

Sie kippte das Fenster und zündete sich eine Zigarette an. Auf dem Rabenstiege glomm das orangefarbene Licht der Laternen. Die Nachbarn hatten entweder ihre Gardinen vorgezogen oder ihre Jalousien runtergelassen. Jena Ost wirkte so lebhaft wie ein penibel gepflegtes Grab.

Alina Wagner verabscheute diese Eigenheime und Familienpaläste. Gleichwohl konnte sie sich nicht ausdenken, woanders

zu leben. Trotz ihrer vierzehn Jahre besaß sie von der Welt außerhalb Jenas nur eine vage Vorstellung.

Ihre Mutter war garantiert auf der Couch im Wohnzimmer eingeschlafen. Bestimmt lief der Fernseher, was er auch noch am Morgen tun würde. Alina selbst kroch selten vor Mitternacht unter die Decke. Meist vergrub sie sich stundenlang in ein Buch. Oder sie lernte eine Textpassage für das Theater auswendig. Nur wenige ihrer Altersgenossen pflegten ihre Hobbys mit einer solchen Hingabe. Schon den Begriff Hobby empfand Alina als Herabwürdigung. Echte Leidenschaft trieb sie um. Hobbys markierte man im Kalender. Sie wurden von Terminen und monatlichen Beiträgen bestimmt. Aber für echte Leidenschaft schwitzte man schlimmstenfalls Blut und Tränen. Das hatte Alina vor kurzer Zeit schmerzlich erfahren müssen.

Sie schnippte die Asche durch den Fensterspalt in den Vorgarten. Der Gedanke an den morgigen Tag verdüsterte ihre Stimmung. Zur nächsten Deutschstunde sollte sie einen kurzen Abriss über das Leben des Romantikers Ludwig Tieck schreiben. Wie alle anderen Schüler der neunten Klasse auch. Aber bisher hatte Alina nicht einen Stichpunkt zu Papier gebracht. Ihre beste Freundin erwartete bereits die fertigen Hausaufgaben. Noch in der Schule hatte Alina ihr versichert, sie würde ihr das Material am Abend mailen.

Katja Strobel hatte eine einzige Leidenschaft, und diese Leidenschaft waren Jungs. Oft benahm sie sich, als hätte der Rest der Welt daneben keinerlei Bedeutung. Alina war das Getue ihrer Freundin absolut fremd. Obgleich das Theater ihren Lebensmittelpunkt ausmachte, vernachlässigte sie nur selten die Schule. Sie bekam für Vorträge und Klausuren beste Noten. Sie erledigte die Hausaufgaben stets akkurat. Dass sie ihre Arbeiten Katja zur Abschrift gab, galt ihr als Freundschaftsdienst. »Wozu sind Freunde denn da?«, meinte Katja häufig und bot das Lächeln der Schönen dar.

Nachdem Alina die Kippe entsorgt hatte, säuberte sie ihre Hände mit einem Reinigungstuch. Sie mochte den Geruch

von Tabak auf ihrer Haut nicht. Ben, den sie jetzt gern in die Arme geschlossen hätte, fühlte ebenso. Tabakgeruch überdeckte nämlich den Duft ihrer Haut. Ihrer engelhaften Haut, wie er einmal geschwärmt hatte.

Sie rutschte aufs Bett und steckte sich das glatte Haar mit einer Spange hoch. Dann warf sie sich eine Strickjacke über. Eigentlich war ihr die Jacke mehrere Nummern zu groß. Wenn Alina die Knöpfe schloss, glich diese in der sackähnlichen Form einer Magersüchtigen. Die Ärmel über ihre Hände gerafft, krallte sie von innen die Finger in den Stoff. Am liebsten würde sie allerorts mit versteckten Händen herumlaufen. Mit versteckten Händen und in dieser Strickjacke. Aber das war unmöglich, denn Alina hatte die Jacke gestohlen. Ein Leben in der Jacke schien nur in diesem Zimmer machbar.

Sie schob jeden weiteren Gedanken an die Hausaufgabe beiseite. Dann begann sie den Text für die nächste Probe zu lesen. Neben ihr stand der offene Laptop. Alle paar Minuten aktualisierte sie den Posteingang ihres E-Mail-Kontos. Sie hoffte auf eine Nachricht vom Prinzen Prospero.

»Morellas Gelehrsamkeit war unergründlich«, flüsterte Alina in die Stille ihres Zimmers hinein. »Ihre vielseitige Begabung war geradezu übernatürlich.«

Sie las die Sätze einmal, zweimal. Schaute zur Decke empor und rezitierte aus dem Gedächtnis. Sieben Mädchen sollten die Heldin des neuen Stücks abwechselnd darstellen. Sie trug den rätselhaften Namen Morella. Alina wollte nicht allein ihren Text verinnerlichen, sondern auch den der anderen Mädchen. Wieder und wieder hatte sie die dem Stück zugrunde liegende Geschichte gelesen. Vieles hatte sie anfänglich nicht verstanden. Welchen Sinn machte diese Geschichte überhaupt? Und was bedeutete der Name Morella? Sie raffte den Kragen der Strickjacke über ihr Kinn und sog den Geruch eines anderen Menschen ein. Schon vor Wochen war die Entscheidung gefallen, sie dürfe die junge Morella spielen. Doch erst jetzt glaubte sie, die Geschichte zu begreifen. Vielleicht hatte sie das den anderen Spielerinnen voraus.

Statt ihres E-Mail-Programms meldete sich ihr Smartphone. Katja hatte über WhatsApp ein Foto verschickt. So, wie es auch ein tägliches Foto am Morgen und ein tägliches Foto der Schulspeise gab. Dieses Mal durfte sich die WhatsApp-Gruppe an Katjas linkem Fuß erfreuen. Kirschroter Nagellack zierte ihre Nägel. Alina sandte ein Smiley, worauf Katja mit einem Fragezeichen reagierte. Alina wusste genau, was das Zeichen zu bedeuten hatte. Die versprochenen Stichpunkte zum Leben Ludwig Tiecks wurden sehnsüchtig erwartet. Mit einem Seufzen betrachtete sie den auf ihrem Schoß liegenden Text. Das Theaterstück »Morella«. Wie von selbst fuhren ihre Finger über das Display und schrieben: »Sorry, bin müde.« Dahinter setzte sie ein trauriges Mondgesicht. Um Katjas Reaktion nicht mehr lesen zu müssen, stellte sie das Smartphone aus. Sie drückte die Strickjacke an ihre Nase und inhalierte deren Geruch wie ein Rauschmittel. »Morella«, zitierte sie aus dem Gedächtnis. »Wo bist du?«

»Hier bin ich.«

»Oh, mein Kind, mein Liebling.«

»Höre! Ich werde sterben.«

Dienstag

1

Er drosselte das Tempo, schaltete seine Stirnlampe ein und drang in den Zöllnitzer Forst. Die Dunkelheit empfing ihn wie einen verstoßenen Sohn. Mit Distanz und der Verheißung, dass es kälter werden mochte. Es war fünf Uhr dreißig, und Henry Kilmer nahm den Anstieg zum Gipfelkreuz.

Beidseits des Weges hob sich das Erdreich anderthalb Meter empor. Als hätte ein überirdischer Pflug einen Graben in die Landschaft geschlagen. Das Licht der Stirnlampe strebte unermüdlich voran. Henry dachte an den heutigen Abend. Daran, dass er in der Quergasse bei Jasmin Sander übernachten würde. Das hieß: morgen kein Joggen. Statt mit Lindas Wagen würde er allein und zu Fuß in die Kriminalinspektion gelangen. Und das hieß ferner: Anstelle einer Wand voller Opferbilder und Tatortfotos würde ihn das Bett einer fürsorglichen Bibliothekarin erwarten.

Er hatte Jasmin Sander während eines schwierigen Falls kennengelernt. Sie war eine wichtige Zeugin gewesen, und er hatte sie befragt. Ohne ihre Initiative hätte ein privates Treffen wohl niemals stattgefunden. Außerhalb der Arbeit hatte Henry seine vordergründige Gleichgültigkeit kultiviert. Gern pflegte er sich hinter Kälte und Stoizismus zu verstecken. Er fand sich lieber mit unerfüllten Bedürfnissen ab, als dass er unpassend die Klappe aufriss. Sternzeichen Krebs, hätte Linda im Sinne von Jasmin argumentiert.

Eine andere Wahrheit lautete: Ohne Frauen wie Jasmin hätte er noch mehr Zeit zwischen seinen Akten verbracht. Sie gehörte zu den Frauen, die ihn aus unerfindlicher Motivation an die Hand nahmen. Die ihn sexuell wenig oder gar nicht interessierten. Linda hatte auch für dieses Schema einen Begriff parat. Angsthasen nannte sie Männer, die sich in ihrem Muschelhaus einrichteten.

Zweihunderteinundneunzig Meter über dem Meeresspiegel

fiel er ins Schrittempo. Die Novemberluft hatte seine Lunge zu einer eisigen Grotte schrumpfen lassen. Er boxte in die Luft und wich den Schlägen imaginärer Gegner aus. Das Licht seiner Stirnlampe streifte die Kiefern, eine Sitzbank, das Gipfelkreuz. Da schlugen seine Gedanken einen Haken zu einer anderen Frau. Hinweg von Jasmin und Linda. Er nahm den Abstieg, und jeder seiner Schritte wurde vom Atem einer Beinahe-Toten begleitet.

2

Linda Liedke steuerte ihren VW Passat über die Erlanger Allee. Henry saß neben ihr und gab Einzelheiten aus der Akte Caroline Meyer bekannt. Sie wusste, dass es keine offizielle Akte war, sondern *seine* Akte. Eine von ihm gemachte Kopie, die im Laufe der Ermittlung zu einem dicken Ordner anwachsen würde. Jedem Polizisten mit Verantwortung musste eine solche Methode missfallen. Aber Linda hatte es aufgegeben, ihm seinen übertriebenen Ehrgeiz vorzuwerfen. Inzwischen hoffte sie, er würde seine Sammlung wenigstens als etwas Verbotenes betrachten. Etwas, das nicht für jedermanns Augen bestimmt war.

Als sie die Drackendorfer Straße passierten, schweiften Lindas Gedanken unwillentlich ab. Sie sah nach rechts auf die fünfstöckigen Blöcke. Das Plattenbaugebiet zwischen der A 4 und den Kernbergen. Flankiert wurden die Blöcke von hohen Birken. Die pastellfarbene Fassade sollte das einstige Einheitsgrau vergessen machen. In den Höfen hatte man Spielplätze und kleinformatige Grünflächen geschaffen. Nur das Sonnenlicht hielten die hohen Gebäude fern. Vor zwei Jahren hatte Linda dort in einem Mordfall ermittelt. Eine schwangere Frau war von ihrem Freund erstochen worden. Der Täter ein Angestellter beim Ordnungsamt. Auslöser der Tat eine Packung sauer gewordener Milch. Linda verspürte denselben Frust, den sie gestern mit einer Flasche Wein hatte bändigen können. Ein

Anruf Wenzels hatte genügt, um sein liebstes Schäfchen aus dem Urlaub zu holen.

»Drei Leute für eine läppische K.o.-Tropfen-Geschichte«, unterbrach sie ihren Kollegen. »Vielleicht hat sich die Meyer das Zeug selbst verabreicht.«

»Weshalb sollte sie das tun?«

»Was weiß ich.« Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht für einen mordsmäßigen Kick.«

»Einen, der sie ins Koma befördern sollte?«

»Richtig dosiert hat das Zeug eine rauschhafte Wirkung.«

Henry schwieg, während sie auf den Parkplatz hinter dem Dienstgebäude rollten. Sobald Linda den Wagen eingereiht hatte, öffnete sie die Tür einen Spaltbreit. Sie zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief. »Immerhin hat uns Wenzel Lennart zur Seite gestellt.«

Henry nickte stumm.

»Auf die Pappenheimer aus Team 3 kann ich nämlich verzichten.«

»Wen meinst du genau?«

»Ach, komm schon!«

Sie schaute durch die Frontscheibe hinaus. Auf dem Parkplatz erwachte eine primitive Ursuppe von Leben. Autotüren wurden geschlossen, Begrüßungen einander zugeworfen. Polizisten, die nicht anders gähnten als Diebe und Kinderschänder, schlurften zum Eingang. Linda betrachtete ihren Kollegen von der Seite. Henrys Gesicht war so ausdruckslos wie eine getrocknete Schlammmaske. Sie schnipste ihn leicht gegen den Zopf und sagte: »Natürlich freue ich mich, mit dir unterwegs zu sein.«

3

Keinen Menschen schlagen zu können, heißt nicht, keinen Menschen verletzen zu können. Das sind zwei Paar Stiefel.

Wenn du am Boden zerstört bist, malst du dir allerlei Tode aus. Von einer simplen Vergiftung bis zum Hungertod, vom

Erhängen bis zum Flammentod. Lebendig begraben werden, wie es in alten Büchern geschildert wird. Oder inmitten eines Ozeans auf einem Rettungsboot verdursten müssen. Diesen Tod findest du beinahe lachhaft. Überall Wasser und nirgends ein Schluck zu trinken. Manchmal glaubst du, dass das Schicksal seine Späße mit den Menschen treibt.

In deiner Kindheit berichtete dir dein Großvater von einer chinesischen Foltermethode. Dein Großvater war ein Mann, der sehr anschaulich erzählen konnte. Ein Mann des Wortes und der Anekdote. Ein geborener Schwätzer. Wäre er nicht so ein Feigling gewesen, hätte er's garantiert weit gebracht, womöglich bis in die Politik. Jedenfalls berichtete er dir von Gefangenen, die durch die Hölle gingen. Erst wurde ihnen der Schädel kahl geschoren, danach auf der bloßen Haut ein Stück Leder geglättet. Nasses Leder, das sich perfekt an jede erdenkliche Kopfform anpasst. Mit Hilfe eines Riemens fixierten die Folterknechte das Leder auf dem Schädel. Du erinnerst dich an die Badekappe, die du im Schwimmunterricht tragen musstest. Beinahe hättest du gelacht, weil das Bild – du mit Glatze – doch ziemlich ulkig war. Aber dein Großvater fuhr unbeirrt fort. Er beschrieb, wie sie das Leder auf dem Schädel strafften. Zwischen Haut und Leder war nun kein Millimeter Luft. Um dir dieses Nichts zu verdeutlichen, presste dein Großvater seinen Mittelfinger auf den Daumen. »Siehst du das?«, fragte er. »Nicht einmal Platz für das dünnste Schlitzaugenhaar.«

Du zeigtest brav ein erstauntes Gesicht, worauf dein Großvater bedeutungsschwer nickte. Damit das Leder rasch trockne, fuhr er fort, setzten sie den Gefangenen in die Sonne. Wenn das Haar zu sprießen beginne, treffe es auf ein unüberwindliches Hindernis. Doch das Haar wachse weiter, immer weiter. Später wirst du irgendwo lesen, dass selbst die Haare von Verstorbenen nicht zu wachsen aufhören. Natürlich ist Kuhleder robuster als die menschliche Haut. Die Haare suchen sich also den leichteren Weg, und der führt zurück: Mit ihren Spitzen bohren sie sich langsam in die Kopfhaut des Gefangenen.

Die Epidermis des Menschen besitzt unendlich viele Nerven,

das hattest du in der Schule gelernt. Die Haut ist das größte menschliche Organ. Haut gleich Nerven und Nerven gleich Schmerzen. So einfach lautet die Formel. »Doch der Gefangene wird von dieser Tortur nicht krepieren.« Das betonte dein Großvater immer wieder gern. »Er wird davon nicht krepieren. Nicht krepieren, nicht krepieren. Stattdessen verfällt er schlicht und einfach dem Wahnsinn.«

Als du das erste Mal von dieser Methode hörtest, war dir der Ekel hochgekommen. Dein Großvater hatte eine Menge solcher Geschichten auf Lager. Zum Beispiel erzählte er gern von Russen, die ihre Schweine bei lebendigem Leib abfackelten. Angeblich, um die Borsten von der Haut zu lösen. Du konntest dir leicht den Schmerz der Schweine ausmalen. Vielleicht waren auch kleine, süße Ferkel unter den Opfern. Während dein Großvater die Geschichte ausschmückte, wurdest du wütend auf ihn. Hast dir gewünscht, er würde ein bisschen Mitleid zeigen. Aber dein Großvater erzählte die Geschichte völlig emotionslos. Nicht krepieren, nicht krepieren. Aber das galt nicht für die Schweine.

Es fällt dir noch immer leicht, dich in die Tiere hineinzuversetzen. Der brennende Schmerz. Die versengte Haut. Das langsame Sterben. Entkommen ausgeschlossen, ganz gleich, wohin sie fliehen. Diese Bilder machen dich heute genauso wütend wie damals. Immerhin weißt du jetzt: Kein Schwein töten zu können, heißt nicht, keinen Menschen verletzen zu können. Das sind zwei Paar Stiefel.

4

Der Leiter der Kripo Jena verwehrte seinen Teams das gewohnt schiefe Grinsen. Er strich seine Krawatte glatt, neigte sich vor und sagte: »Wir haben November, bekanntlich ein Monat der Depressionen und Krankschreibungen.«

Darauf eine Wirkungspause, in der Wenzel seine Mitarbeiter der Reihe nach fixierte. Ein kurzer Moment Auge in Auge